

In der Wachstumsfalle

Bis anhin konnten die negativen Folgen des Wachstums dank Erfindergeist und Technik bewältigt werden. Das wird künftig nicht mehr gelingen.

Von Philipp Löpfe, Bilder: Lukas Gloor

Es gibt Geschichten, die im Gedächtnis haften bleiben, wenn man einmal von ihnen erfahren hat. Zum Beispiel die tragische Geschichte der Osterinsel. Der amerikanische Evolutionsbiologe Jared Diamond erzählt sie in seinem Buch «Kollaps: Warum Gesellschaften überleben oder untergehen» (Frankfurt, 2005) wie folgt: Die Osterinsel ist eine 24 Kilometer lange und 13 Kilometer breite Vulkaninsel im Südpazifik zwischen Südamerika und Asien. Politisch gehört sie heute zu Chile. Das Klima ist subtropisch warm.

Wahrscheinlich etwa um 900 nach Christus wurde die Insel von polynesischen Argonauten entdeckt und besiedelt. Die ersten Siedler fanden beinahe paradisiische Zustände vor: angenehme Temperaturen, fruchtbaren Boden, Wald. Sie vermehrten sich rasch. Bis zu 30000 Menschen könnten einst auf der

Osterinsel gelebt haben. 1877 waren es bloss noch rund hundert, heute sind es ein paar Tausend. Der Boden ist ausgewaschen und karg, Bäume gibt es keine mehr. Geblieben sind nur die riesigen Steinskulpturen: überdimensionierte, längliche Gesichter, die dumpf ins Meer hinaus schauen. Was lief schief?

Fataler Götzenwahn

Gemäss Diamond begannen die Bewohner der Osterinsel irgendwann, die riesigen Skulpturen im Inneren des Landes herzustellen. Mithilfe von Stämmen gefällter Bäume wurden sie an die Küste gerollt. Es wird vermutet, dass sich eine Art Wettbewerb unter den Clan-Chefs entwickelte, wer die grösste Skulptur fertigen kann. Es gab immer mehr Skulpturen – und immer weniger Bäume. Der stetig wehende Meerwind

begann, langsam die fruchtbare Erde abzutragen. «Die Konsequenzen beginnen mit Hunger, Bevölkerungsrückgang und enden im Kannibalismus», fasst Diamond die weitere Entwicklung kurz und trocken zusammen. Die polynesischen Siedler hatten ihr subtropisches Paradies einem fatalen Götzenwahn geopfert. Das wirft Fragen auf: Was mag sich derjenige gedacht haben, der den letzten Baum fällte? Und: Ist heute nicht die ganze Erde in einer ähnlichen Situation wie einst die Osterinsel? Wie lange dauert es noch, bis wir die letzten Bäume gefällt haben?

Seit dem Zusammenbruch des Kommunismus gibt es nur noch Varianten des Kapitalismus, politisch begleitet von mehr oder weniger funktionierenden Demokratien. Das wären grundsätzlich beste Bedingungen für ein friedliches Zusammenleben der Menschen in Wohlstand – gäbe es nicht einen kleinen Haken.

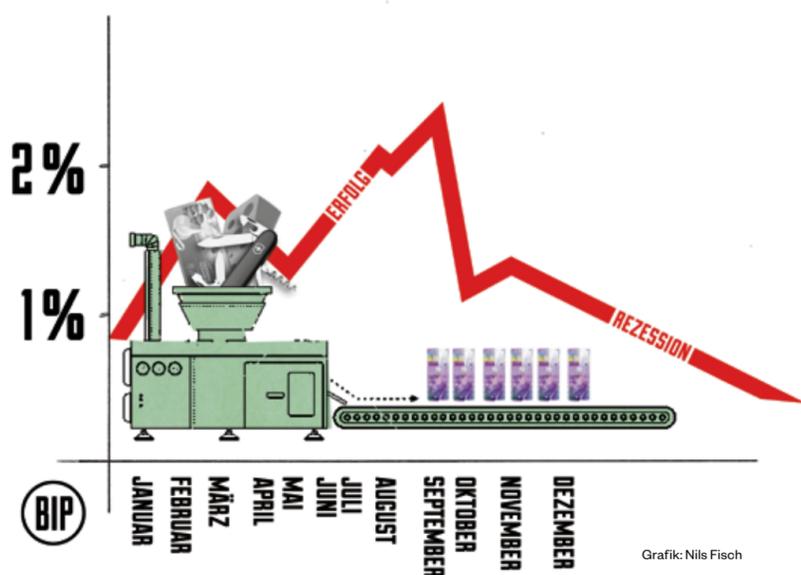
Das BIP – der «Urmeter» des Wachstums

Das Bruttoinlandprodukt (BIP) ist die Zahl in Franken und Rappen, die den Gesamtwert der im Laufe eines Jahres in einem Land hergestellten Güter und erbrachten Dienstleistungen umfasst. Das Schweizer Bundesamt für Statistik (BFS) nennt das BIP das «Mass für die wirtschaftliche Leistung einer Volkswirtschaft». Die jüngste verfügbare Zahl für die Schweiz: 586,8 Milliarden Franken, Stand Ende 2011.

Jedes Zeitungsgabo, jedes SBB-Billett, jeder Theaterbesuch, jeder Strassenbau, jede geleerte Schnapsflasche, jeder Spitalbesuch, jeder Börsenauftrag: (fast) alles, was irgendwie im Inland Umsatz generiert, zählt zum BIP. Je mehr Menschen in der Schweiz leben, desto besser für das BIP. Denn mehr Menschen bringen mehr Umsatz, das BIP steigt.

Auf das BIP bezieht sich die vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) alle drei Monate veröffentlichte Prognose seiner Auguren. Mitte Dezember 2012 orakelten sie: «Die Expertengruppe des Bundes behält ihre bisherige Einschätzung bei, dass für 2013 mit einem moderaten BIP-Wachstum (+1,3 Prozent) zu rechnen ist, welches sich 2014 festigen dürfte (+2 Prozent).»

Geht das BIP hoch, reiben sich die Ökonomen die Hände und nennen das «günstig», «erfreulich» oder «Fortschritt». Sinkt das BIP in absoluten Zahlen länger als sechs Monate, heisst das «Rezession». Als Mass für den gesamtgesellschaftlichen Wohlstand oder das Wohlbefinden einer Bevölkerung taugt



Grafik: Nils Fisch

das BIP allerdings wenig. Es ist eine nackte Zahl ohne inhärenten qualitativen Aussagewert.

Anders das BNG, das Bruttonationalglück, Ende der 1970er-Jahre in Bhutan als Messgrösse eingeführt vom damals knapp 25-jährigen Jigme Singye Wangchuck, dem vierten König von Bhutan. Das BNG bezieht andere als nur in Franken und Rappen ausdrückbare Grössen mit ein: die Förderung einer sozial ge-

rechten Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung, die Bewahrung und Förderung kultureller Werte, den Schutz der Umwelt und gute Regierungs- und Verwaltungsstrukturen. Auf einer britischen BNG-Rangliste von 2006 ist die Schweiz übrigens auf Platz 2 gelandet – zwar hinter Dänemark, aber vor Österreich, Island, den Bahamas, Finnland, Schweden – und Bhutan. *Patrik Tschudin*
tageswoche.ch/+bcjpa

Das Schicksal des Kapitalismus gleicht jenem eines Radfahrers: Er braucht Tempo, sonst fällt er um.

Dieser Wachstumszwang hat schon früh Warner auf den Plan gerufen. Ende des 18. Jahrhunderts war es etwa der Pfarrer und Ökonom Thomas Malthus. Er war überzeugt davon, dass die wegen der industriellen Revolution sich rasch vermehrende Bevölkerung auf der britischen Insel bald jämmerlich verhungern würde. Mit den damaligen Produktionsmethoden war die Landwirtschaft bei Weitem nicht in der Lage, genug Lebensmittel für alle zu produzieren.

Technik als Retterin in der Not

Die Erfindung des Stickstoffdüngers durch deutsche Chemiker, zunächst durch Justus von Liebig im Jahr 1840 und durch Fritz Huber und Carl Bosch ein halbes Jahrhundert später, löste das Problem – allerdings zu spät. In den Jahren nach 1845 war es in Irland zu einer Hungerkatastrophe gekommen: Die Kartoffelfäule vernichtete einen grossen Teil der Ernte. Damals starben rund eine Million Menschen

an den Folgen der Hungersnot. Das waren mehr als zehn Prozent der Bevölkerung Irlands.

Ende der 1960er-Jahre kam es erneut zu einer globalen Wachstumsdiskussion, ausgelöst durch den US-Biologen Paul Ehrlich. Sein Buch «Die Bevölkerungsbombe» wurde zum Bestseller. Wenig später legte der Thinktank Club of Rome, der heute seinen

Um die Weltbevölkerung zu ernähren, muss die Lebensmittelproduktion verdoppelt werden.

Sitz in Winterthur hat, mit seinem viel diskutierten Bericht «Die Grenzen des Wachstums» nach. Die These war dieselbe wie bei Malthus: Es gibt bald zu viele Menschen, aber zu wenig Nahrung und Rohstoffe. Diesmal war es die sogenannte «grüne Revo-

lution», die die Problematik entschärfte: Dank verbesserter Anbaumethoden in der Dritten Welt konnten die Ernteerträge global markant gesteigert werden.

Paul Ehrlich wurde dem Spott preisgegeben und mit einer inzwischen legendären Wette geradezu vorgeführt: 1980 forderte ihn der Ökonom Julian Simon auf, fünf beliebige Rohstoffe zu nennen, die in den nächsten zehn Jahren knapper und teurer würden. Ehrlich entschied sich für Chrom, Kupfer, Nickel, Zinn und Wolfram – und verlor spektakulär: Sämtliche fünf Rohstoffe waren zum vereinbarten Zeitpunkt deutlich billiger. Damit schien die Wachstumsdebatte endgültig beendet zu sein. Fortan galt: Der Erfindungsreichtum des Menschen und der Preismechanismus der freien Marktwirtschaft werden stets Mittel und Wege finden, genügend Nahrung und Rohstoffe zu produzieren, ohne dass der Planet dabei zerstört würde.

Nichts ist vergänglicher als scheinbar unvergängliche Thesen. Einmal mehr haben sich die Fronten in der Wachstumsdebatte grundlegend verschoben.

«Peak Oil» war gestern – oder vielleicht doch nicht?

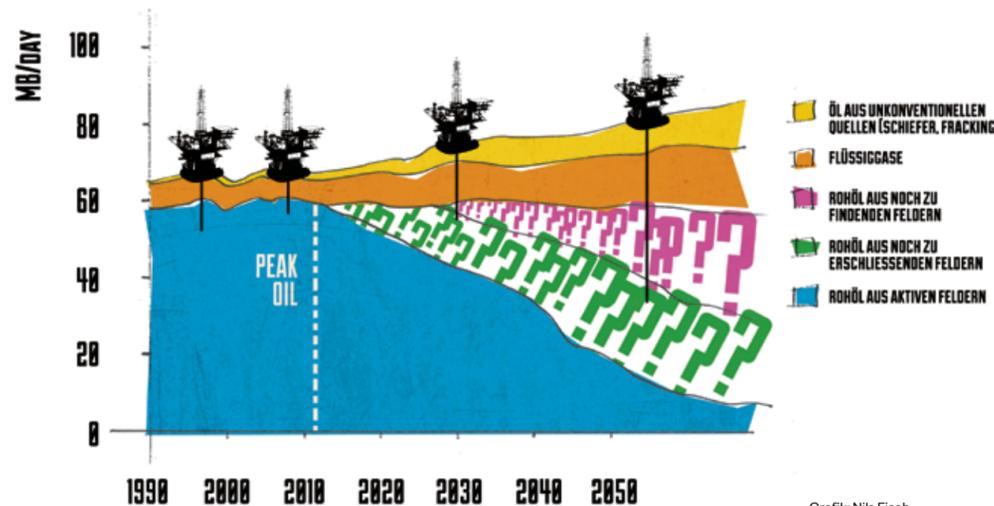
Wenn nicht mehr jedes Jahr immer noch mehr Öl aus der Erde schiesst, dann ist «Peak Oil» erreicht. Ab dann wird «das schwarze Gold» nur noch knapper, besagt die Theorie. Wann es so weit sein wird, dass zwar die Quellen noch munter sprudeln, aber der Boden auch mit den ausgefeiltesten Fördermethoden definitiv keine neuen, zusätzlichen Mengen mehr hergibt, weiss niemand genau. Die Internationale Energieagentur (IEA) in Paris rechnet in ihrem im November

2012 erschienenen «World Energy Outlook» damit, dass der globale tägliche Ölverbrauch von derzeit rund 90 Millionen Fass à 119 Liter (Barrel) bis 2035 auf knapp 100 Millionen Fass ansteigen wird. Und ansteigen kann, weil die Produktion noch mitkommt. Ist «Peak Oil» also auf Jahrzehnte hinaus kein Thema mehr? Jein! Vor zwei Jahren schrieb die IEA in ihrem «Outlook» dazu: «Die Rohölproduktion (crude oil) wird sich 2020 einpendeln bei rund 69 Millio-

nen Fass pro Tag, aber nie mehr ihr Allzeithoch von gut 70 Millionen im Jahr 2006 erreichen.» In einem Nebensatz räumte die IEA damit 2010 ein, dass «Peak Oil» für die leicht zugänglichen Lagerstätten 2006 erreicht war. Die Industrie holt jedoch mit riskanteren und kostspieligeren Methoden immer noch mehr aus dem Boden. Ein Ölpreis von über 100 Dollar pro Fass, wie seit zwei Jahren fast andauernd, macht für sie bisher unrentable Lagerstätten in der Tiefsee oder der Arktis attraktiv. Jetzt wird es plötzlich zum Geschäft, die Athabasca-Teersande in Zentralkanada im Tagebau zu schürfen. Auf 140 000 Quadratkilometern Fläche steckt dort pechschwarzes, klebriges Bitumen mit der Zähflüssigkeit von kalter Melasse im Sandstein. Daraus Rohmaterial für Raffinerien zu gewinnen, ist umständlich, zertört die Umwelt massiv – aber lohnt sich finanziell für die Konzerne.

Christof Rühl, Chefökonom von BP, winkte 2009 in einem Interview ab, als er auf «Peak Oil» angesprochen wurde: «Es gibt in Sachen Öl derzeit kein Mengenproblem. Nur ein Zugangsproblem.» Und dessen Lösung sei eine Frage des Preises. Die neue Rentabilität von sogenannten unkonventionellen Quellen hat dramatische Folgen für die globalen Öflüsse: Die IEA rechnet heute damit, dass die USA bis 2020 weltgrösster Ölproduzent und ab 2035 netto Ölexporteur sein werden. *Patrik Tschudin*

tageswoche.ch/+bcjpa



Grafik: Nils Fisch

«Wer glaubt, dass der Markt allein die Versorgungsprobleme der Menschen lösen kann, der muss entweder verrückt sein oder Ökonom», lautet heute ein Bonmot. Und Ehrlichs «Bevölkerungsbombe»-These und die Warnungen des Club of Rome sind wieder aktuell. Bis Mitte dieses Jahrhunderts werden neun, vielleicht sogar zehn Milliarden Menschen auf der Erde leben.

Wir leben über unsere Verhältnisse

Und was noch weit schwerer wiegt: Immer mehr Menschen wollen ein Leben führen, wie es in den westlichen Industriestaaten gang und gäbe ist. Sie wollen regelmässig Fleisch essen, ein eigenes Auto fahren, Waschmaschinen, Kühlschränke und Fernsehgeräte besitzen. Um all diese künftigen Bedürfnisse befriedigen zu können, ist unsere Erde zu klein. Der «ökologische Fussabdruck» ist ein Umweltindikator, der die Anzahl Hektaren Erde misst, die ein Mensch für die Abdeckung der Bedürfnisse seines Lebensstils beansprucht. Die Zwillingsschwester des

ökologischen Fussabdrucks ist die Biokapazität. Sie gibt Auskunft darüber, wie viele Rohstoffe und Energie eine Region oder ein Land liefern kann.

Wie ökologischer Fussabdruck und Biokapazität im Einzelnen berechnet werden, kann man auf der Website des Öko-Thinktanks Footprint Network (www.footprintnetwork.org) nachschauen. Das Resultat ist eindeutig: Wir betreiben heute schon massiv Raubbau an unserem Planeten: Der ökologische Fussabdruck der Menschen beträgt 2,2 globale Hektaren, die Biokapazität bloss 1,8 globale Hektaren. Wir leben über unsere Verhältnisse.

Der ökologische Fussabdruck vergrössert sich rasch und dramatisch, wie das Beispiel von Schanghai zeigt. Die chinesische Megastadt hat genügend Wasser für rund 26 Millionen Einwohner. Bereits in sieben Jahren werden aber hier rund 30 Millionen Menschen leben. Wie sie mit dem verfügbaren Wasser auskommen sollen, ist offen.

Schanghai ist überall. Um die erwartete Bevölkerungszahl ernähren zu können, muss die Lebensmittelproduktion bis Mitte dieses Jahrhunderts verdop-

pelt werden. Selbst angesichts der Tatsache, dass es noch immer grosse unerschlossene Ackerflächen gibt, ist das keine einfache Aufgabe. Ebenso dramatisch ist die Lage bei den Rohstoffen. Auch wenn sich der Peak Oil – der Zeitpunkt, wenn das globale Ölfördermaximum erreicht ist – dank neuer Fördermethoden (Schiefer, Fracking) nach hinten verschoben hat, bleiben Öl und Gas endliche Rohstoffe.

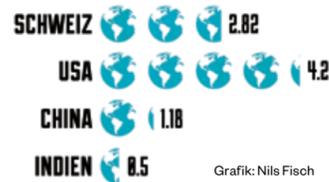
Zudem lautet die Gretchenfrage heute nicht mehr: Haben wir noch genug Öl? Sondern: Verbrennen wir nicht zu viel davon? Die Erde heizt sich gemäss jüngsten Erkenntnissen stärker auf, als befürchtet. Die Konsequenzen der Klimaerwärmung sind zwar schwer abzuschätzen und umstritten, aber höchstwahrscheinlich folgenschwer.

Die digitale Revolution reicht nicht

Malthus und Ehrlich wurden einst vom technischen Fortschritt widerlegt. Helfen uns einmal mehr technische Quantensprünge aus der Patsche? Man sollte nicht zu viel darauf wetten. Die Wahrscheinlichkeit,

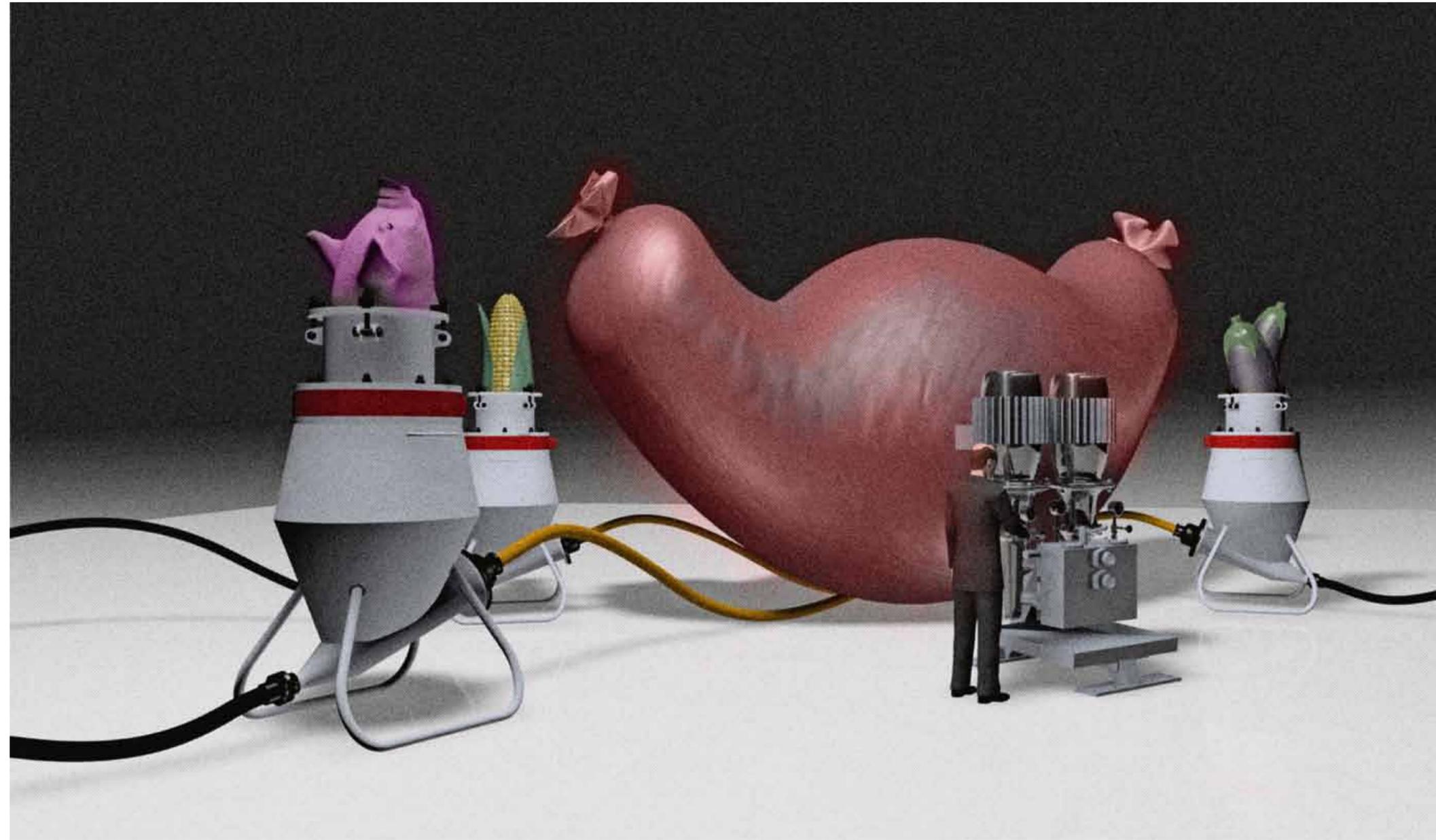
Wir konsumieren zu viele Erden

«10 Jahre wirtschaftliche Stagnation und Bevölkerungsschwund: Japan sollte ein Vorbild sein für die ganze Welt», rief der kanadische Ökologe William Rees vor Kurzem aus, als er beim WWF Japan zu Besuch war anlässlich einer Preisverleihung. Rees ist der Doktorvater des Baslers Mathis Wackernagel.



Die beiden entwickelten in den 1990er-Jahren die Idee des ökologischen Fussabdrucks. 2012 erhielten sie dafür zusammen den Blue Planet Prize der japanischen Asahi-Glass-Stiftung. Gemäss ihrem «Global Footprint Network» (GFN) leben wir in der Schweiz, im Schnitt, auf deutlich zu grossem Fuss. In der jüngsten Länderanalyse kommt das GFN zum Schluss, dass 2,82 Erden nötig wären, um allen Menschen auf der Welt dieselbe Lebensweise zu erlauben, wie Herrn und Frau Schweizer. In der Sichtweise des GFN ein knapp ausgeglichenes Ökobudget hat China. 1,18 Erden wären nötig, lebten alle «la

chinoise». Indien bleibt deutlich darunter. Eine halbe Erde reicht, um uns zu versorgen und unsere Abfälle zu verdauen, wären wir alle Herr und Frau Gupta. Deutlich über ihre Verhältnisse leben die USA. 4,2 Erden reichten knapp, um den American Way of Life für alle zu ermöglichen. Gemittelt kommt GFN auf 1,5 Erden für uns alle. Daraus errechnet GFN unter anderem den «Overshoot-Day», also den Tag im Jahr, ab dem wir eigentlich nichts mehr zu Gute haben von «Mutter Erde». 1992 war das noch der 21. Oktober. Inzwischen haben wir global durchschnittlich bereits am 22. August alle unsere ökologischen Reserven aufgebraucht. Das GFN kommt auf seine Zahlen, indem es zwei von ihm definierte Grössen einander gegenüberstellt: die Biokapazität und den ökologischen Fussabdruck. Biokapazität meint, einfach gesagt, die Fähigkeit eines Ökosystems, wirtschaftlich verwertbares Material zu produzieren und unseren Abfall zu verdauen. Der ökologische Fussabdruck andererseits gibt an, wie viel produktive Land- und Wasserflächen eine Aktivität benötigt, um alle dabei konsumierten Ressourcen zu produzieren und die danach anfallenden Abfälle zu verdauen. Ein Spaziergang ums Viereck hinterlässt einen kleinen Fussabdruck, die Billigreise in die Tropen einen grossen. *Patrik Tschudin*
[✉ tageswoche.ch/bcjpcc](mailto:tageswoche.ch/bcjpcc)



dass die Menschheit einen Wachstumsschub erlebt, wie ihn Dampfmaschine, Eisenbahn, Elektrizität und Automobilisierung auslösten, ist nach dem derzeitigen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis gering. Oder salopp ausgedrückt: Facebook, Twitter und YouTube werden das Leben unserer Kinder weit weniger verändern als die Waschmaschine und das Auto das Leben unserer Eltern. Die Problemeberge, die sich derzeit rund um den Globus auf türmen, versuchte der Mensch einst mit Krieg und Eroberung zu lösen. Ein Weltkrieg im traditionellen Sinne ist heute undenkbar geworden. Er würde in der Vernichtung der ganzen Menschheit enden. Aber wie wäre es mit dem unblutigen «Krieg gegen die Klimakatastrophe»? Genau das schlägt der ehemalige Greenpeace-Aktivist Paul Gilding vor. Und der Vorschlag ist nicht so fantastisch, wie er tönt. Um die Erde wirkungsvoll gegen die Schäden der Klimaerwärmung zu schützen, braucht es Anstrengungen, die «kriegsähnlichen» Charakter haben.

Das führte der Hurrikan Sandy im letzten November deutlich vor Augen. Allein um eine Stadt wie New York wirksam abzuschirmen, waren ein riesiger Arbeitsaufwand und Dutzende von Milliarden Dollar nötig. Die Infrastrukturen für eine nachhaltige Energieerzeugung, aber auch für intelligente Stromnetze werden künftig Unsummen von Geld verschlingen. Ein erfolgreicher «Krieg gegen die Klimaerwärmung» könnte auch die Voraussetzungen schaffen für eine nachhaltige Wirtschaft. Davon träumt etwa der Soziologe und Ökonom Jeremy Rifkin. Er spricht von einer «dritten industriellen Revolution» und versteht darunter die Verschmelzung von Internet und erneuerbarer Energie. Sie werde zu einem «Paradigmenwechsel» führen, der die ganze Gesellschaft ergreift. Rifkin ist überzeugt, dass die Menschheit sich derzeit in einer Endspielsituation befindet. Dank «grüner» Technologie seien die Probleme aber in den

Griff zu bekommen. «Noch im 21. Jahrhundert werden Hunderte Millionen Menschen in Häusern, Büros und Fabriken ihre eigene «grüne» Energie erzeugen und diese mit anderen über intelligente, dezentrale Stromnetze teilen, so wie die Menschen heute ihre eigenen Informationen erstellen und über das Internet mit anderen teilen», sagt Rifkin. **Alles bloss romantische Schwärmerei?** Ein unblutiger Klimakrieg und ein dezentraler, sanfter Ökookapitalismus – alles bloss romantische Schwärmerei? Mag sein. Doch die Alternativen sind ebenfalls wenig realistisch: Der aktuelle Wachstumstrend führt in die Katastrophe, und darauf zu hoffen, dass Markt und Technik allein einmal mehr alles zum Besten kehren, scheint mindestens ebenso naiv. Denn nicht nur ökologisch sind die Grenzen des Wachstums erreicht. Diverse Ökonomen prognos-

tizieren, dass auch in technologischer und wirtschaftlicher Hinsicht keine bahnbrechenden Neuerungen zu erwarten seien. So etwa Robert J. Gordon von der amerikanischen Northwestern University. Einen mit den beiden bisherigen industriellen Revolutionen vergleichbaren Wachstumsschub werde uns die dritte industrielle Revolution, die digitale, nicht mehr bescherten können, schreibt der Sozialwissenschaftler in seinem Buch «Beyond the Rainbow». Das Wachstum des 20. Jahrhunderts sei ein einmaliges Phänomen gewesen, begründet durch bahnbrechende Entdeckungen wie den elektrischen Strom oder Erfindungen wie den Verbrennungsmotor. Die westliche Gesellschaft, sagt Gordon, werde sich auf viele Jahre mit einem eher kleinen Wirtschaftswachstum einstellen müssen. Menschen haben immer wieder nachhaltige Lebensformen entwickelt, auch in der Südsee. Auf der Insel Tikopia etwa ist die Geschichte der polynesi-

schen Einwanderer ganz anders verlaufen als auf der Osterinsel. Ihnen ist es gelungen, ein funktionierendes Ökosystem zu kreieren und über Jahrhunderte im Gleichgewicht zu halten. Sie bauten Pflanzen so an, dass die Böden nicht ausgelaugt wurden, und verbannten Schweine, weil deren ökologischer Fussabdruck zu gross war: Die Tiere verbrauchten zu viel landwirtschaftliche Produkte und verhinderten eine ausgewogene Ernährung der Menschen.

Leider war Tikopia kein Paradies. Die Balance des ökologischen Systems musste mit drastischen gesellschaftlichen Eingriffen erzwungen werden. Eine strenge Geburtenkontrolle, Vertreibung und sogar Kindstötung sorgten für eine konstante Bevölkerungsgrösse. Erst als die christlichen Missionare aus dem Westen auftauchten, brach das gesellschaftliche und ökologische System zusammen: Die Eindringlinge bestanden auf kinderreichen Familien – und bescherten der Nachhaltigkeit ein rasches Ende. [✉ tageswoche.ch/bcjoy](mailto:tageswoche.ch/bcjoy) Unter dem Titel «Mehr oder weniger oder anders? Wachstum auf dem Prüfstand» veranstaltet das Advanced Study Centre der Uni Basel ein Symposium mit Workshops: Donnerstag (31.1.) und Freitag (1.2.), Ackermannshof, St. Johannis-Vorstadt 19–21, Basel. Infos und Anmeldung unter www.uniweiterbildung.ch oder www.philosophicum.ch

Die Hoffnung, dass Markt und Technik erneut alle Probleme lösen werden, ist naiv.



Tomáš Sedláček: «Kein Staat geht wegen fehlendem Wachstum bankrott, sondern wegen exzessiven Schulden.» Foto: David Oliveira/ASAblanca.com

«Der freie Markt hat uns versklavt»

Der tschechische Ökonom Tomáš Sedláček über die Gründe der Schuldenkrise und die Hilflosigkeit der klassischen Wirtschaftslehre. Interview: Samuel Schlaefli

Zwölf Jahre schrieb Tomáš Sedláček an «Die Ökonomie von Gut und Böse». Darin legt er eine umfassende Kulturgeschichte des Wachstumsdenkens vor. Ein «Buch für 500 Intellektuelle» sollte es werden – mittlerweile wurde es in 14 Sprachen übersetzt.

Es waren die richtigen Gedanken zur richtigen Zeit, nachdem die Finanzkrise seit 2007 Millionen von Menschen und ganze Staaten in den Ruin treibt. Seither ist der 35-jährige Makroökonom der grössten tschechischen Bank ČSOB Nonstop auf Achse. Er wird an Festivals, auf Konferenzen und in Fernsehshows eingeladen und hat sein Sachbuch fürs Nationaltheater in Prag adaptiert.

In packenden Vorträgen ergründet Sedláček die Ursprünge unseres ökonomischen Denkens und die Ursachen für die jüngsten Perversionen des Wirtschaftssystems. Dabei stützt er sich nicht nur auf die ökonomischen Theorien Adam Smiths und John Maynard Keynes', sondern genauso auf Dialoge aus «Matrix», auf Fabeln aus «Lord of the Rings» und Geschichten aus dem Alten Testament.

«Erinnern Sie sich an die biblische Geschichte der sieben fetten und sieben mageren Jahre, von denen der Pharao träumte?», fragt Sedláček plötzlich während des Gesprächs: «Josef riet dem Pharao, esst nicht alles während der guten Jahre, so bleiben Reserven

für die mageren. Viele Staaten haben genau das Gegenteil gemacht. Sie haben nicht nur alles gegessen, sondern noch mehr, als gewachsen ist. Und nun sind wir erstaunt, dass die Lagerhallen leer sind. Oder noch schlimmer: dass sie voller Schuldscheine sind.»

Herr Sedláček, Ihre Kritiker werfen Ihnen vor, dass Sie unwissenschaftlich argumentieren. Ihre Analysen und Vorschläge hören sich oft einfach an angesichts der Misere der globalen Wirtschaftskrise.

Wir haben in den vergangenen Jahren künstliches Wachstum geschaffen – mit Geld, das wir nicht hatten. Das muss aufhören. Um das zu verstehen, braucht es keine Mathematik, keine Ökonometrie oder Theorien des «homo oeconomicus».

Sie kritisieren den Wachstums-glauben. Haben denn die Ökonomen aus Ihrer Sicht den gesunden Menschenverstand verloren? Ja, und die ganze Mathematik hat wesentlich dazu beigetragen. Wenn sie zur richtigen Zeit am richtigen Ort genutzt wird, hilft sie Dinge erklären. Doch falsch eingesetzt, vernebelt sie den gesunden Menschenverstand.

Sie verurteilen auch die Deutungs-hoheit der Ökonomie in unserer

Gesellschaft gegenüber anderen Sozialwissenschaften wie zum Beispiel der Philosophie oder Soziologie.

Die Ökonomie wurde zur eigenen Religion und zum Fetisch. Wir erklären damit die Kirche, Recht, Familienbeziehungen, Politik. Wir nutzen die ökonomische Logik für fast alle Bereiche des Lebens. Kann man Liebe mathematisch erklären? Ja, wahrscheinlich könnte man das. Ist es pervers? Ja, absolut, also lassen wir es doch lieber sein!

«Die Ökonomie wurde zur eigenen Religion und zum Fetisch.»

Wie konnte es so weit kommen? Die Marktwirtschaft hat uns in der Vergangenheit grossartig gedient und uns zu enormen Reichtümern verhol-fen. Doch gleichzeitig wurde der freie Markt zu unserem Meister und hat uns versklavt. Früher hiess es noch: Eine demokratische Marktwirtschaft produziert Wachstum. Heute ist es genau umgekehrt: Wachstum ist zur «conditio sine qua non» geworden, zur unabdingbaren Voraussetzung für eine demokratische Marktwirtschaft.

Wird es also Zeit, dem Kapitalismus ein Ende zu bereiten, weil er als wirtschaftliches Modell ausgedient hat?

Nein, wir stecken nicht in einer Kapitalismuskrisis. Der Kapitalismus ist nicht perfekt, aber er hat viele Vorteile gegenüber anderen Systemen. Das Problem ist vielmehr der Wachstumskapitalismus.

Sie behaupten also, dass eine Marktwirtschaft ohne Wachstum möglich wäre?

Absolut. Kein Staat geht wegen fehlendem Wachstum bankrott, sondern wegen exzessiven Schulden. Staaten können – vorausgesetzt sie haben keine Schulden – auch ohne Wachstum über Jahrzehnte in einer guten Position verharren. Es braucht eine gewisse Umstrukturierung des Systems, damit auch für Arbeitslose und Arme gesorgt ist, aber gegen Armut und Arbeitslosigkeit gibt es wesentlich cleverere Mittel als Wachstum.

Zum Beispiel?

Nehmen wir das Aufnahmegerät, das vor uns auf dem Tisch liegt. Wenn die Nachfrage nach solchen Geräten plötzlich nachlässt, können die Unternehmer zehn Prozent der Leute entlassen. Sie können auch darauf warten oder künstlich nachhelfen, dass die Nachfrage wieder steigt. Oder sie arbeiten einfach weniger; dann haben sie zwar einen kleineren Verdienst, dafür mehr Freizeit, um das Erreichte zu geniessen.

Also Kurzarbeit für alle als Mittel gegen Arbeitslosigkeit? Das tönt gewagt.

Ich propagiere dieses Konzept derzeit in Tschechien. Lasst uns alle am Donnerstagabend heimgehen, für einen Sabbat, einen Tag, den wir mit unserer Familie verbringen oder in die Berge gehen. Du bist müde, die Technologie ist müde, selbst die Natur ist müde und braucht eine Auszeit.

Können solche Reformen alleine die Exzesse in unserer Gesellschaft eindämmen? Braucht es nicht tiefgreifendere Massnahmen?

Sie wollen wissen, ob Evolution oder Revolution? Ich habe den Kommunismus in der Tschechoslowakei noch miterlebt; dort brauchte es die Revolution, um sich vom alten System zu trennen. Trotzdem gehöre ich heute zu den Reformkapitalisten. Natürlich gibt es die Selbstversorgungsinisiativen und Gemeinschaften mit eigenen sozialen Währungen; aber das funktioniert nur im kleinen Massstab.

Inwiefern würde eine Abkehr vom unbedingten Wachstumsstreben auch unsere Umweltprobleme lösen?

Ein Wachstumsverzicht wird uns sicherlich helfen, von einer Schwere-gewichts-Ökonomie zu einer leichteren, wissensbasierten und umweltverträglicheren Wirtschaft zu gelangen.

► tageswoche.ch/bcjex

Warum die Zinse im Keller sind

Die Grenzen des Wachstums zeigen sich auch in der Finanzwirtschaft: Es gibt zu viel Kapital und zu wenige Anlagemöglichkeiten. Von Gerd Löhrer

Haben Sie sich auch schon gewundert, warum Sie auf Ihrem Privatkonto – wenn überhaupt – nur noch 0,1 Prozent Zins bekommen, auf Ihrem Sparkonto noch 0,25 Prozent und selbst für acht Jahre laufende Kassenobligationen kaum mehr ein Prozent?

Umgekehrt zahlt man für eine Fünf-Jahres-Festhypothek aufs Eigenheim bei der Basler Kantonalbank noch 1,4 Prozent. Für ein zu 60 Prozent belehntes Eigenheim im Wert von einer Million ergibt sich daraus eine monatliche Zinsbelastung von gerade mal 700 Franken. Trotz aller zusätzlich anfallenden Nebenkosten ist das immer noch deutlich weniger, als man für ein vergleichbares Objekt an Miete zahlen müsste.

Weil viele Menschen so rechnen, steigt die Nachfrage nach Wohneigentum und damit auch dessen Preis. Und zwar in Höhen, die man nur noch als absurd bezeichnen kann. In Riehen etwa gelangen derzeit 80-Quadratmeter-Wohnungen für über 700 000 Franken auf den Markt – und finden Käufer.

Was ist los? Ganz einfach: Die Grenzen des Wachstums werden auch in der Finanzwirtschaft sichtbar, nicht nur in der Endlichkeit natürlicher und räumlicher Ressourcen. Auch die Anlagemöglichkeiten für immer grösser werdende Kapitalbestände sind begrenzt, zumindest dann, wenn auch die Sicherheit der Anlage eine Rolle spielt.

Die Finanzverwalter von Pensionskassen können davon ein Trauerlied singen. Die zur Sicherung gegenwärtiger und zukünftiger Altersrenten notwendigen Renditen von 4,5 bis 5 Prozent sind seit einigen Jahren mit sicheren Anlagen schlichtweg nicht mehr zu erzielen. Deshalb die Diskussion um die Senkung des technischen Zinssatzes und des Umwandlungssatzes: Das heute und in Zukunft angesparte Kapital reicht einfach nicht, um die Renten in der versprochenen Höhe auf Lebenszeit zu zahlen, weil die Wirtschaft, welche die dazu nötigen Renditen erwirtschaften sollte, dies nicht bewerkstelligen kann: Sie wächst nicht mehr schnell genug.

Das Phänomen ist nicht neu. Schon die Väter der Volkswirtschaftslehre beschrieben es, und Karl Marx fand die treffende Bezeichnung dafür: «Tendenz der sinken-

den Profitrate». Auch wenn man das heute moderater als «abnehmenden Grenzertrag» bezeichnet, bleibt es das gleiche Problem. Gelöst wird es im Anlagemarkt durch regelmässig auftretende Phasen der Kapitalvernichtung.

Im Immobiliensektor haben wir das in der Schweiz Anfang der 1990er-Jahre erlebt, global 2007 und 2008 mit dem Platzen der amerikanischen Immobilienblase. Und die nächste Immobilienblase wird derzeit gerade kräftig aufgepusht.

Kapitalvernichtung kann die unterschiedlichsten Formen annehmen – von der Firmenpleite und dem Konkurs über den Börsencrash bis hin zum Krieg. Im Unterschied zu den natürlichen Ressourcen lässt sich zerstörtes Kapital allerdings meistens wieder aufbauen – das macht es umso schwieriger, den verantwortlichen Akteuren in diesem fatalen Spiel das Handwerk zu legen.

► tageswoche.ch/bciro

Anzeige


CONFISERIE SPRÜNGLI
Tradition seit 1836



DIESEN MONAT:
RÖTELL/
SAUERKIRSCH

LUXEMBURGERLI®. MIT EINER
PRISE LEIDENSCHAFT

Confiserie Sprüngli Telefon 044 224 47 11
bestell-service@spruengli.ch www.spruengli.ch

Sprüngli